

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 86 (1960)  
**Heft:** 35  
  
**Rubrik:** Der Rorschacher Trichter

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



180

# Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Darf ich vorstellen?

## Lyrik für Lebende

Es ist ein Jammer: wenn von Lyrik die Rede ist, dann denken die meisten Leute noch immer an Kerzen, Mondschein, rote Rosen, Mandolinen, weiße Wolken, Weiden im herbstlichen Nebel, blaue Blumen und reine Jungfrauen, mit Lilien in den langen Händen durch gespenstische Schlösser schwebend. Zugegeben: das ist auch Lyrik.

Oder besser: aus solchem Roh-Stoff ließen sich wundervolle Gedichte gewinnen. Verse mit Wohlklang und klingenden Reimen.

Verse von Lenau, Heine, Mörike, Brentano, Rilke und Hesse.

Verse von großer Schönheit.

Unvergängliche Lyrik.

Aber: die Verwechslung von Lyrik und Romantik, die so oft vorgenommen wird, ist nicht statthaft. Denn sie fördert eine ganz falsche Auffassung von dem, was lyrisch ist. Sie bestärkt die Meinung, daß Lyrik eine Flucht nach hinten sei. Zugegeben: sehr oft ist heutige Lyrik das Gegenteil davon, nämlich Flucht nach vorne. Was natürlich gleichermaßen dumm ist.

Bleibt festzustellen, daß Lyrik im besten Sinne etwas Heutiges ist. Etwas von heute für die Heutigen. Etwas Lebendiges für die Lebenden. Mit anderen Worten: im Glücksfall ist Lyrik formulierte Gegenwart. Vielleicht: durch Formulierung bewältigte Gegenwart. Oder doch: durch Formulierung fixierte Gegenwart.

Von einem solchen Glücks-Fall wäre zu berichten.

Es gibt da beim Suhrkamp-Verlag in Frankfurt einen Lektor. Er heißt Hans Magnus Enzensberger, und wenn nicht alles täuscht, ist er die größte lyrische Begabung des Nachkriegs-Deutschlands. Ja, wenn nicht alles sehr täuscht, tritt dieser Mann einmal in die Lücke, die Bert Brecht hinterließ, als er vor vier Jahren zu früh für uns (wenn vielleicht auch nicht zu früh für sich selber, doch das ist eine andere und schmerzlichere Geschichte) starb. Enzensberger legt uns ein schmales Büchlein von knapp hundert Seiten

vor. Es wiegt nicht viel, wenn man es in der Hand hält.

Für die heutige deutsche Literatur wiegt es eine ganze Masse mehr. Ich betone wiederum (heutig).

Der Titel des Buches ist schlicht und warnt davor, Lyrik zu erwarten. Er lautet: «Landessprache».

Es ist ein großartiger Titel, wenn man diese bestürzenden hundert Seiten hinter sich gebracht hat. Und ein ungemein treffender Titel dazu. Da spricht nun wirklich einer die Sprache seines Landes, und zwar die jetzige Sprache des heutigen Landes.

Das Land – natürlich – ist Deutschland. Gesprochen wird – natürlich – deutsch.

Aber in dem Sinne von: «auf gut deutsch».

Doch beginnen wir mit einer Maßnahme des Autors. Er legt seinem Buch eine Gebrauchs-Anweisung bei. Ich weiß nicht, ob die ironisch aufzufassen sei oder ob er sie für wirklich notwendig hielt, doch könnte ich mir denken, daß sie sowohl ironisch gedacht als auch nötig sei.

Ich zitiere Enzensberger in original-orthographie:

«gebrauchsanweisung

1. diese gedichte sind gebrauchsgegenstände, nicht geschenkartikel im engeren sinne.
2. unerschrockene leser werden gebeten, die längeren unter ihnen laut, und zwar so laut wie möglich, aber nicht brüllend zu lesen.
3. das längste gedicht in diesem buch hat 274 zeilen, es wird an lukrez erinnert, der sich und seinen lesern 7415 zeilen abverlangt hat.
4. zur erregung, vervielfältigung und ausbreitung von ärger sind diese texte nicht bestimmt. der leser wird höflich ermahnt, zu erwägen, ob er ihnen beipflichten oder widersprechen möchte.



Bezugsquellennachweis: E. Schlatter, Neuchâtel

5. politisch interessierte leute tun gut daran, vorne anzufangen und hinten aufzuhören. für die zwecke der erwachsenenbildung, des vergnügens und der rezenzen genügt es, kreuz und quer in dem buch zu blättern. lesern mit philosophischen neigungen wird empfohlen, die lektüre im krebsgang, von hinten nach vorne aufzunehmen.»

Wirklich, ich weiß nicht, ob der Mann damit ironisch sein will. Doch ich könnte mir denken, daß er – wie manche vor und verschiedene mit ihm – seine ehrliche Angst vor dem Mißverständnis hinter Ironie verbirgt.

Ein bißchen kann einen solche Beilage auch stutzig machen. Sind das nicht billige Witzchen? Möglicherweise ja.

Wer weiß, vielleicht hat es aber auch nur der Verlag so gewünscht. Oder doch auch Enzensberger?

Immerhin: wie diese Gebrauchsanweisung auch aufzufassen sei – ihr Ton beweist, daß ein Heutiger zu Heutigen sprechen will.

Oder auch – zunächst einmal – ein Deutscher zu Deutschen.

Hören Sie den Anfang des Gedichtes, das dem Buch seinen Titel gegeben hat:

«Was habe ich hier verloren in diesem land, darin mich gebracht haben meine älteren durch arglosigkeit? eingeboren, doch ungetrost, abwesend bin ich hier, ansässig im gemüthlichen elend, in der netten, zufriedenen grube.»

Das ist der bestürzende Anfang eines modernen deutschen Gedichtes und er ist so bestürzend, weil das zunächst einmal gar nicht nach Dichtung klingt, sondern nach gesprächsweiser Aussage vieler Deutschen, die mit ihrem Land und seinen Leuten und mit sich selbst nicht im Einverständnis leben können.

Es klingt nicht nach Dichtung. Es kommt nicht auf Stelzen daher. Es kommt in Alltags-Schuhen. Und in Alltags-Sprache. Und es ist eben doch Dichtung, weil einer zuerst eine eigene Ansicht geformt hat und sie dann formulierte. Aussage und Aussprache decken sich.

Enzensberger ist mitleidslos. Er fällt mit unerhörter Gewalt des Wortes unbarmerzig über das Wirtschafts-Wunderland her:

«Was habe ich hier? und was habe ich hier zu suchen in dieser schlachtschüssel, diesem schlaffenland, wo es aufwärts geht, aber nicht vorwärts, wo der überdruß ins bestickte hungertuch beißt, wo in den delikatessegeschäften die armut, kreidebleich, mit ersticker stimme aus dem schlagrahm röchelt und ruft: es geht aufwärts!»

Das ist Abrechnung ohne Gnade. Das trifft hart, aber nicht ungerichtet. Enzensberger hat eine erschlagende Fülle von plastischen Bildern bereit, um sein Unbehagen

in einem Land, das Behaglichkeit über alles stellt, zu bekunden:

«hier laßt uns hütten bauen, auf diesem arischen schrotthaufen, auf diesem krächzenden parkplatz, wo aus den ruinen ruinen sprossen, nagelneu, ruinen auf verrat, auf raten, auf abruf, auf widerruf.»

Oder auch:

«wo wir uns finden wohl unter blinden, in den schau-, kauf- und zeughäusern, und das ist nicht alles, das ist nur die hälfte, das ist die tiefgefrorene wildnis, das ist die erfolgreiche raserei, das tanzt im notdürftigen nerz, auf zerbrochenen knien, im ewigen frühling der amnesie ...»

In solchem Deutsch hat seit Brecht keiner mehr über Deutschland geschrieben. So hat sich kein Dichter mehr seit langen Jahren mit seiner Heimat Deutschland abgeplagt.

Um die Dummen verstummen zu machen: Enzensberger ist nicht wie jene Deutschen im Tessin, bei denen es als vornehm gilt, antideutsch zu tragen. Er haßt nicht seine Heimat. Er haßt das Land, das sie aus seiner Heimat gemacht haben.

Er beweist es an einer anderen Stelle dieses Gedichtes:

«denn dieses land, vor hunger rasend, zerraut sich sorgfältig mit eigenen händen, dieses land ist von sich selber geschieden, ein aufgetrenntes, inwendig geschiedenes herz, unsinnig tickend, eine bombe aus fleisch, eine nasse, abwesende wunde ...»

Wer weiß, vielleicht ist Herr Jaspers der gescheitere Mann. Aber der Herr Enzensberger, der als Dichter ein bißchen feiner organisiert ist, spürt vielleicht doch ein bißchen mehr. Ihn geht das zerrissene Deutschland etwas an. Ihm zerreißt es das Herz. Und er sagt es und das ist gut und man muß ihm dankbar dafür sein. Auch wenn Herr Jaspers vielleicht recht hat. Eine Ueberlegung: Enzensberger ist ein politischer Dichter. Er schreibt über Deutschland in einer Weise, die eigentlich nur andere Deutsche angeht.

Falsche Ueberlegung! Enzensberger schreibt auch über Deutschland. In erster Linie schreibt er aber über ein Land der Hochkonjunktur. Und deshalb schreibt er nicht nur über Deutschland. Dies nebenbei.

Und noch etwas: Es gibt da ein zweites Gedicht – dasjenige mit den 274 Zeilen. Es heißt «schaum» und in ihm zeigt sich, daß Enzensberger sich nicht nur als Fremdling in seinem Geburtsland vorkommt, sondern auch als Fremdling in seiner Zeit. In vernichtenden Kaskaden aus ironischen, bitteren, verletzten, verzweifelten, hohnlachenden, mutlosen, aufrührerischen Worten und Sätzen fällt er über diese Gegenwart her.

«an glühenden telefonen baumeln die makler

im schweiß ihrer schweinsledernen gesichter:  
 der klassenkampf ist zu ende, am boden liegt  
 die beute in ihrem fett, liquide, schaum in rosigen augen. verschimmelt in den vitrinen ruhn, unter cellophan, banner und barrikaden, aus einer antiken jukebox dröhnt die internationale, ein müder rock.»

Und:

«die generalstäbe spielen weltraumgolf. hinter der schallmauer nimmt der fortschritt eine parade von lenkbaren lehrstühlen ab.»

Und:

«tränengas, cadillacs und baracken für die Afrikaner! rabattmarken her für die hungerödeme der freien welt!»

Enzensberger rechnet mit seiner Zeit ab. Er nimmt dabei kein Blatt vor den Mund. Er lügt Euch nichts Schönes vor. Er sieht den Dreck und er sagt «Dreck» dazu, denn er weiß, daß der Dreck nicht besser wird, wenn man ihn ignoriert.

Er sagt, was er sieht, und er sagt, was er sich dabei denkt.

Er faselt nicht von blauen Blumen, Mondschein und Mandolinen, Jasmin und Buchenhain im frühen Herbst.

Er spricht von heute.

In seinem Buch «Landessprache», erschienen zu Frankfurt am Main, im Verlage Suhrkamp sowie in dreitausend Exemplaren.

Es stünde zu hoffen, daß die dreitausend nicht genügen.



## DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben...

Und weil ich da neulich über das sogenannte «Schwedenfenster» in Zürich geschrieben habe und weil in diesem Artikel von einer besonders entzückenden Spielzeug-Eisenbahn die Rede war und weil ich dieses Wunderwerkchen allen Kindern und jenen, die es verdienstvollerweise von Zeit zu Zeit noch einmal werden wollen, empfohlen habe, traf also diverse Reaktion ein.

Unter anderem ein Brief aus Neu-Allschwil.

Der begann mit ein paar sehr verdankenswerten Komplimenten an die Adresse des Trichter-Dichters

und kam kurz darauf zu seinem wirklichen Anliegen. Hören Sie selbst zu:

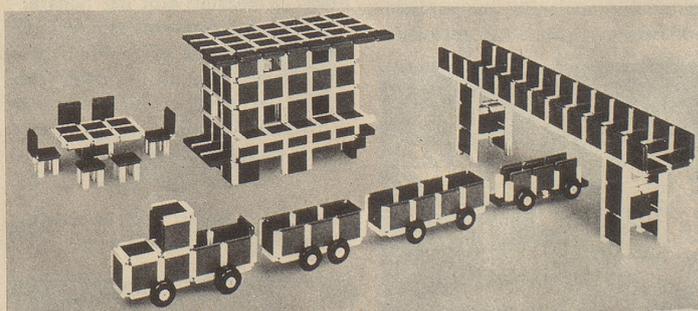
«So, das wäre das Persönliche gewesen, und jetzt kommt das Geschäftliche. Made in Sverige. Ich habe ein Geschäft und bin Fabrikant. Noch nicht lange und kein gestopfter. Manchmal habe ich auch eigene Ideen. Da habe ich ein Spielzeug geschaffen. Es ist ein Versuch, den Stand der heutigen Technik in Verbindung mit modernen Materialien zu nutzen und etwas Grundlegendes, der Phantasie Spielraum lassendes, zu schöpfen. Es ist ein Versuch, der Modernen, die ich übrigens liebe, etwas Positives abzuknöpfen. Warum ich Ihnen schreibe? Ich weiß es nicht recht. Vielleicht, um Ihnen zu zeigen, daß sich auch im Vaterlande etwas tut, oder weil man sich selbst am Nächsten ist? Oder, um ein Urteil zu hören, denn manchmal ist ein Echo bitter nötig. Lieber Wollli, ich weiß es wirklich nicht genau. Und doch, vielleicht gefällt Ihnen dieser Elementbaukasten und Sie schenken einen größeren Ihrem Götlibuben. Sie sehen, ich kann den Schweizer nicht verleugnen.»

Übrigens: diesem Brief lag ein kleiner Element-Baukasten bei. Besser gesagt: ihm lagen eine Loki und ein Güterwagen, gebaut aus den betreffenden Elementen, bei. Was mir der Neu-Fabrikant aus Neu-Allschwil da zugeschickt hat, ist eine ganz besonders reizvolle, saubere und schöne Sache. Elemente aus farbigem Plastic-Material (einem überaus widerstandsfähigen Stoff übrigens), leicht und bequem zu den lustigsten Dingen zusammensetzbar. Obwohl ich ein bedauernswertes Stiefkind der bildenden Künste bin, ist es mir auf Anhieb gelungen, ein Einfamilienhaus, eine moderne Kirche, eine Kiste und ein Dreizehner-Tram zusammenzusetzen. Ganz abgesehen von fünf abstrakten Gemälden und zwei Denkmälern für den unbekannteren Förderer der modernen Sachlichkeit. Sowie einem Plakat für ein Bartok-Konzert.

Ohne Spaß:

Die sogenannten «constri-elemente», die Herr M. Amsler in Neu-Allschwil erfunden hat und herstellt, tragen ein belebendes Element in die Langweiligkeit vieler Spielzeug-Truhen. Sie sind heutig, fröhlich, sauber in der Form und wirken phantasieanregend in hohem Maße. Wollen Sie sehen, was sich – unter anderem – daraus alles machen läßt?

Bitte, hier:



Das ist doch ganz besonders hübsch, nicht wahr?

Natürlich könnte sich an dieser Stelle ein häßlicher Verdacht einschleichen. Nämlich, daß ich für diese Elemente nur deshalb Propaganda betreibe, weil ich selbst ein niedriges Element bin und eigentlich nichts anderes möchte als den großen...

Nun ja, es könnte so aussehen, als wollte ich den großen constribaukasten für meinen Götlibuben auch noch gratis bekommen.

Diese Vermutung, so nahe sie Bewohnern dieses Landes in bezug

auf einen Bewohner dieses Landes liegen dürfte, ist falsch.

Ich möchte den großen Baukasten gar nicht für meinen Götlibuben haben.

Ich möchte ihn für mich selbst.

Kommt dazu, daß ich überhaupt keinen Götlibuben habe.

Was mir übrigens leid tut. Ich hätte gar zu gerne einen. Wenn Sie mir einen wissen, schicken Sie mir doch bitte eine Karte. Ich komme sofort vorbei.

Inklusive einem großen, bar bezahlten constribaukasten und diversen anderen Angebinden, die man Götlibuben zu bringen pflegt. Ich glaube es sind Sack-Messer, kleine Blechtrommeln und Armband-Uhren. In dieser Beziehung lasse ich aber gerne mit mir reden. Nur: Gold-Vreneli bekommt der Bub nicht.

Zweitens bin ich prinzipiell gegen finanzielle Geschenke an kleine Kinder und erstens ist der amerikanische Dollar mit dem Sioux-Indianer viel lustiger.

Ueber den Sioux ließe sich eventuell noch mit mir reden.

Also bitte: wenn Sie mir vielleicht einen Götlibuben hätten?